Fürstin Taja.

Roman von Erich Ebenstein.

(13. Fortsetzung.)

18. Kapitel.

Leise und zaghaft klopfte sie an Rainers Thür. Es war noch niemals vorgekommen, daß sie ihn aufgesucht hatte, und das Herz klopfte ihr bis an den Hals hinauf.

Drinnen gab es ein Geräusch, als stünde jemand schwerfällig auf.

„Wer ist draußen?"

„Ich — Sylvia. Ich wollte nur fragen, wie es dir geht?" Ihre Stimme klang weicher, als sie ahnte.

Die Thür wurde hastig auf gemacht, und Rainer stand vor ihr.

„Du bist noch auf?" fragte Sylvia verwirrt. „Ich dachte —"

„Ich hatte Kopfweh und wollte — nicht gestört sein."

„Dann verzeihe — ich fürchtete, du seiest wirklich krank. Sie wollte sich wieder entfernen.

Aber Rainer trat ins Zimmer zurück und sagte: „Bitte, tritt einen Augenblick ein. Ich hätte mich sonst ohnehin noch bei dir melden lassen, da ich dir etwas zu sagen habe. Es wird nicht lange dauern."

Mechanisch gehorchte sie, während ihr Herz ängstlich zu klopfen begann. Was würde er ihr sagen?

Auf dem Tisch brannte Licht, ein angefangener Brief lag danben.

„Willst du nicht Platz nehmen?"

„Danke!" murmelte Sylvia und blieb stehen.

Auch Rainer war stehen geblieben. Ohne sie anzusehen, sagte er hastig: „Es hätte keinen Zweck, lange Worte zu machen. Du fühlst dich unglücklich an meiner Seite, und ich biete dir daher die Freiheit an. Bist du einverstanden?"

Ein Zittern lief durch Sylvias Körper. Unwillkürlich legte sie die Hand auf eine Stuhllehne, als fürchte sie, ohne diese Stütze sich nicht länger aufrecht halten zu können. Sie brachte kein Wort heraus. Mit erschreckten Augen starrte sie auf Rainer, der halb abgewendet dastand, weil er die Fassung zu verlieren fürchtete, wenn er sie in diesem Moment ansah. Er war ja überzeugt, daß es bei seinen Worten freudig in ihren Augen aufleuchten würde, und dann wäre es mit seiner Kraft vielleicht doch vorbei gewesen.

Eine unheimliche Stille herrschte in dem Gemacht. Man hörte nur die raschen tiefen Athemzüge der beiden und das leise eilige Ticken der kleinen Standuhr auf Rainers Schreibtisch.

Als Sylvia immer noch schwieg, betäubt von dem unerwarteten Schlag, wandte er sich nun doch um, verwundert über ihr Schweigen. „Nun — bist du einverstanden?" wiederholte er noch einmal. Und dann gewahrte er plötzlich das Entsetzen in ihrem leichenblaß gewordenen Gesicht und stutzte. Er trat einen Schritt näher. „Ich dachte, du wolltest es so, Sylvia? Zwischen dir und deinem Glück stehen — das möcht' ich nicht länger."

Sie sah ihn fassungslos an. „Zwischen mir — und — meinem Glück?" murmelte sie. „Warum willst du denn mir aufbürden, was doch nur auf den Wunsch der Fürstin Lambach geschieht und — auf deinen eigenen?"

„Lassen wir die Fürstin aus dem Spiel!" versetzte Rainer finster. „Sie hat mit dem, was ich dir sage, nichts zu thun."

Eine unendliche Bitterkeit quoll in Sylvia auf. Warum war er nicht jetzt wenigstens offen gegen sie? Sollte sie sich denn auch das noch aufbürden lassen, daß sie die Schuld tragen sollte an diesem letzten schrecklichen Schritte?

„Ich begreife nicht, weshalb du deine wahren Beweggründe mir gegenüber verleugnen willst", sagte sie so ruhig, als es ihr möglich war. „Hat dir die Fürstin denn nicht gesagt, daß — daß ich längst alles weiß? Sie ist doch sicher heute noch mit dir zusammen getroffen, nachdem sie Riedenau verließ?"

Er zuckte zusammen und senkte unwillkürlich den Kopf. „Ja", kam es kaum hörbar über seine Lippen.

Sylvia fuhr mit wachsender Bitterkeit fort: „Dann sage es doch lieber ehrlich, daß ihr mich los sein wollt! Sie hat es mir ja ohnehin schon angekündigt, wenn ich auch nicht glaubte, daß du so prompt nach ihren Befehlen handeln würdest."

Rainer empfand, wie der Zorn, welcher ihn heute Laja gegenüber erfaßt hatte, wieder in ihm aufstieg. Scharf fiel er ihr in die Rede: „Ich handle nach niemands Befehl! Und Laja hatte nicht das mindeste Recht, dir etwas derartiges anzukündigen. Wenn ich dir die Freiheit anbiete, so geschieht es einzig und allein mit Rücksicht auf dich. Ich habe leider zu spät erkannt, daß dein Herz nicht mir, sondern Walter v. Sternberg gehört, und ich habe nach dem Vorgefallenen kein Recht, dich länger von ihm zu trennen."

„Mein Herz — Walter gehört?" stammelte Sylvia fassungslos. „Wer hat dir das eingeredet? Wie darfst du mir so etwas sagen! Mir, die ich nie etwas anderes gefühlt habe als —"

Sie verstummte erschrocken.

Eine große Unruhe erfaßte Rainer. Sollte er sich doch getäuscht haben? Aber es konnte ja nicht sein — Sylvias ganzes Benehmen ließ sich nur aus diesem einen Punkt heraus erklären. Blitzgleich durchzuckte ihn die Erinnerung an die Umstände, welche ihre Liebe für Walter so unzweifelhaft erscheinen ließen. Nein, er konnte sich nicht täuschen und ärgerte sich, daß sie nicht gestehen wollte. Trotzdem bezwang er sich, denn er selbst durfte sie am wenigsten tadeln.

Daum sagte er milder: „Ich wollte dir keine Vorwürfe machen. Vielleicht hast du selbst bis zu unserem Hochzeitstag nicht gewußt, wie es um dich steht. Aber dann ist es dir doch klar geworden, daß dein Herz nur ihm gehört, und daß nur ein Irrthum dich an meine Seite führen konnte?"

Sylvia richtete sich stolz auf. „Es thut mir leid, daß du so jeden Maßstab für Frauenehre verloren hast, Rainer! Allerdings habe ich begreifen gelernt, daß es für euch weltkluge Menschen sehr verschiedene Gründe giebt, Ehen zu schließen, ich selbst aber würde mich in die Seele hinein geschämt haben, meine Hand einem Manne zu reichen, dem nicht auch mein Herz gehörte."

In seinen Augen flackerte es plötzlich heiß auf. „Damals hast du also doch mich geliebt? Sei ehrlich, Sylvia — hast du mich wirklich geliebt, mich allein, als wir am Altar standen?"

„Ja!" kam es leise und verwundert über ihre Lippen. „Wußtest du das nicht?"

„Und dann?" fuhr er hastig fort, „später — heute?"

Ein unendlich weher Blick glitt über ihn hin. „Ich glaube nicht, daß man zweimal lieben kann, wie ich dich geliebt habe. So, wie mein Herz dir zuflog in der ersten Stunde des Wiedersehens auf Mahrenberg, so ist es dir geblieben — trotz alledem bis heute. Du freilich wußtest nichts anzufangen damit. Mißhandelt von dir und jener Frau liegt es heute und —" Thränen erstickten ihre Stimme.

„Sylvia!" schrie Rainer gequält auf. „Ist es möglich?" Dann überfielen ihn trotz ihrer Worte wieder Zweifel. „Warum warst du seit unserer Hochzeit so verändert? Wenn du mich je geliebt hast, wie konntest du so kalt und erbarmungslos sein? Du warst damals lange in Walter Sternbergs Gesellschaft, und als du zu mir zurückkamst, war keine Spur der früheren Sylvia mehr in dir! Was ist damals zwischen euch gesprochen worden?"

Sie senkte das Haupt und wandte sich ab. Kaum hörbar kamen die Worte von ihren Lippen: „In jener Stunde wollte ich ganz allein Abschied nehmen von der Eremitage, und dort sah ich —" sie stockte und fuhr dann mit Anstrengung fort: „hörte ich, was du mit der Fürstin sprachst. Da wußte ich, warum du mich zum Weibe genommen hast. Es war so schrecklich — ich konnte nicht anders nachher."

Rainer taumelte zurück. „Damals schon wußtest du —"

Sie nickte und fuhr fort: „Und ich wollte anfangs nicht mit dir gehen. Um keinen Preis. Ich war von Sinnen, alles schien mir aus, vernichtet. Walter, den ich zufällig traf, als ich wie eine Wahnsinnige ins Haus zurückfloh, errieth, was vorgefallen war, und er hat mich bestimmt, dir doch zu folgen. Er sprach von Pflicht, von dem Wort, das ich dir eine Stunde zuvor gegeben. — Dann wollte ich ja vergessen, aber es ging nicht. Die Briefe — damals in Terontola, und dann hier in Riedenau am ersten Abend, als sie hier war und ihr draußen auf dem Balkon standet — ich wußte nicht mehr, was ich that. Da wollte ich fort, dich frei geben, das Feld räumen, und schrieb an Walter. Nachher kam ich wieder zur Besinnung. Aber nun wird es doch sein müssen." Sie machte plötzlich eine gewaltsame Anstrengung und fuhr fester fort: „Fürchte nicht, daß ich euch Schwierigkeiten machen werde. Es hat mich zuerst niedergeworfen. Jetzt bin ich schon gefaßt und sehe ja ein — es muß sein. Nur das solltest du nicht sagen, daß ich je ein Glück finden könnte fern von dir."

Rainers Athem ging schwer, und seine Augen schimmerten in feuchtem Glanz. Ganz sanft nahm er Sylvias bebende Hände in die seinen und sagte, ihr tief in die Augen sehend: „Kannst du mir vergeben, Sylvia? Nicht blos, was einmal war, sondern auch, was ich dir heute anthat?"

Ein wundersames Leuchten lag in dem Blick, mit welchem sie zu ihm aufsah. Er fühlte es schauernd: das war echte, tiefe Liebe, so groß, daß sie im Augenblick sich selbst vergaß über den heißen Wunsch, nur ihn glücklich zu machen.

„Ja!" antwortete Sylvia einfach. „Alles! Und wenn ich auch nicht mehr bei dir sein werde: es wird mir Frieden geben, zu wissen, daß du glücklich bist! Möge Laja dir sein, was ich dir nicht sein konnte!"

Da war es mit Rainers Beherrschung vorüber. Wild riß er sie an seine Brust und bedeckte ihr blasses Gesicht mit stürmischen Küssen. „Du — du —" stammelte er, „du allein bist mein Glück! Du allein, Sylvia, so wahr Gott im Himmel uns in dieser Stunde zusammengeführt hat! Weißt du denn nicht, wie sehr ich dich liebe? Was ich gelitten habe bei dem Gedanken, dein Herz könnte einem anderen gehören?"

Sie vermochte nicht zu antworten. Zitternd lag sie an seiner Brust wie ein zum Tode Verurtheilter, dem plötzlich Gnade geworden war.

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, nahm sie auf seinen Schooß wie ein Kind und drückte ihren Kopf an seine Brust. „Was bist du doch für ein thörichtes kleines Mädchen gewesen!" flüsterte er zärtlich. „Uns beide so grausam zu quälen! Hättest du mich denn wirklich allein lassen können?"

„Ich weiß nicht — ich glaube, ich wäre gestorben daran!" Dann richtete sie sich erschrocken auf. „Und — die Fürstin? Weiß sie —?"

Rainer wurde ernst. Schatten glitten über seine eben noch so frohen Züge. „Ich habe es ihr heute gesagt, und sie schied in Groll von mir. Aber ich hoffe, eines Tages wird sie mir danken, daß ich nicht abermals schwach wurde. Sie und ich hätten wohl nie zusammen getaugt, und sie wäre an meiner Seite vielleicht so elend geworden, wie ich an der ihren."

Sylvia schmiegte sich enger an Rainers Brust und blickte mit unsicheren Augen zu ihm auf. „Du hast sie doch sehr geliebt, nicht wahr? Noch als wir von Italien zurückkamen? Wirst du nie bereuen, daß —" sie vermochte nicht weiterzusprechen, eine große Bangigkeit hatte sie wieder erfaßt.

Rainer nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und blickte ihr tiefernst in die Augen. Ich will dich nicht belügen, Sylvia, in dieser Stunde. Du hast ja auch ein Recht, alles zu wissen, was in mir vorging. Ja, ich hatte sie sehr lieb, die kleine Laja Lambach. Schon vor Jahren zog mich ihr Wesen an. Sie war wie ein Paradiesvogel mit schillerndem Gefieder, immer anders, immer neu. Dadurch bestrickte sie meine Phantasie. Als ich dann nach langer Abwesenheit wieder heimkehrte und sie als Fürstin Lambach auf Bärenegg fand, da waren wir beide immer noch froh und glücklich. Aber unvermerkt wurde aus der guten Kameradschaft ein wärmeres Gefühl. Ich wußte wenig von Frauen. Was ich für Laja empfand, hatte ich noch nie empfunden, und hielt es für Liebe. Im Stillen kam ich mir vor wie ihr Ritter und wünschte sehr, große Heldenthaten für sie verrichten zu dürfen. Dann kam der Moment, wo sie verlangte, ich solle um dich werben. Eigentlich wollte ich ja wieder auf Reisen gehen oder sie nach ihrer Scheidung heirathen, aber sie willigte nicht ein damals und bat mich auf den Knieen, den Weg zu gehen, den sie für den einzig richtigen hielt. Zuletzt redete ich mir ein, ich sei ihr dieses Opfer schuldig. Da war ja die Heldenthat, nach welcher ich heimlich verlangt hatte! — Aber später, als ich dich sah, Sylvia, die du so rein und ahnungslos warst, da war mir auf einmal ganz erbärmlich zu Muthe, und zum ersten Male erwachte ein leiser Groll gegen Laja in mir. ‚Wenn sie dich wahrhaft liebte, dann hätte sie das nicht von dir verlangen dürfen!' dachte ich. Aber es war doch erst nur eine schattenhafte Erkenntniß, und ich verscheuchte sie selbst erschrocken. Eines aber stand fest in mir: Von dem Moment an, wo du mein Weib wurdest, wollte ich alles daran setzen, dich glücklich zu machen. Die Liebe für Laja sollte endgültig aus sein."

„Ich weiß — so sprachst du damals auch zu ihr in der Eremitage", warf Sylvia leise ein, „aber ich glaubte nicht daran! Und später sah ich es ja auch: du konntest nicht von ihr lassen!"

„Doch! Es war mir heiliger Ernst, und ich hätte es auch gekonnt. Aber da stießest du mich kalt von dir, und schon in Italien kam ich halb und halb zur Ueberzeugung, daß du mich überhaupt nie geliebt hast. Dein Benehmen an jenem ersten Abend, als Lambachs bei uns waren, und die Rede auf Walter kam, war so, daß ich nicht anders denken konnte. Von da an litt ich Höllenqualen. Laja, welcher wie einem verzogenen Kinde gerade das am begehrenswerthesten dünkte, was ihr unerreichbar war, setzte sich jetzt plötzlich in den Kopf, mich zu besitzen. Jetzt war sie bereit, sich scheiden zu lassen, jetzt meinte sie auf einmal, diese Heirath, welche sie selbst verlangt, sei Wahnsinn, und ich müsse mich von dir trennen. Aber mir waren langsam die Augen aufgegangen. Immer klarer sah ich, wie es um mich stand. Ich hatte sie ja lieb gehabt, aber echte Liebe war das nicht! Geliebt habe ich nur dich, Sylvia! Geliebt mit dieser heiligen, tiefen, anbetenden Liebe, die Mann und Weib vereinen soll. In dir sah ich nicht blos die Geliebte, welche zu erringen mein höchstes Glück gewesen wäre, in dir war meine todte Mutter mir wiedererstanden, die Heimath, der Frieden, die Ruhe verkörperte sich mir in dir. Alles andere verblaßte, die ganze Welt verlor ihren Werth für mich ohne deine Liebe. Das sagte ich heute auch Laja, denn ich fühlte dunkel, daß ich vielleicht schon zu lange geschwiegen hatte ihr gegenüber."

„Und doch wolltest du mich fortschicken!"

„Weil ich glaubte, es wäre dein Glück. Als ich dich zuerst in Mahrenberg sah und dein Leben dort begriff, gelobte ich mir heimlich, dich zur Sonnenseite des Lebens zu führen. Nun meinte ich, dies könne nur ein anderer, denn die Sonnenseite ist — Liebe. Nicht sengende Leidenschaft, sondern warme selbstlose Liebe, die mit stillem Schein die Welt erleuchtet und wärmt und Blüthen lockt aus dunkler Erde.

Er strich sanft über Sylvias Haar und küßte sie auf beide Augen.

„Nun ist es umgekehrt gekommen. Nicht ich bin der Gebende, sondern du."

Da schlangen sich Sylvias Arme in selbstvergessender Liebe zum ersten Male um ihres Mannes Nacken.

Schweigend hielten sie einander umschlungen. Für das Glück, welches ihre Herzen erfüllte, gab es keine Worte.

19. Kapitel.

Der arme Walter mußte lange allein im Speisezimmer sitzen, um Sylvias Rückkehr zu erwarten. Schon wollte er ungeduldig werden und sich zurückziehen, denn er dachte, Sylvia habe ihn überhaupt vergessen und sei wohl schon längst zur Ruhe gegangen, als er Schritte im Nebenzimmer hörte. Gleich darauf wurde die Portiere des Rauchzimmers zurückgeschlagen, und Rainer und Sylvia erschienen Arm in Arm.

Walter sprang verblüfft auf. „Rainer — du! Ich dachte du seist —" er hielt inne, denn er hatte den strahlenden Ausdruck in beider Gesicht bemerkt und begriff ahnend, was geschehen war.

Mit ausgestreckten Händen ging er Rainer entgegen. „Lieber, lieber Rainer!" konnte er nur sagen, dann glitt sein Blick mit lächelndem Triumph zu Sylvia hinüber, als wollte er sagen: „Siehst du? Ich wußte es ja!"

Rainer schüttelte immer wieder die dargebotenen Hände. „Du bist ein guter Junge, Walter, daß du so lange wartetest. Aber ich war wirklich krank. Viel, viel kränker, als ihr dachtet, und da dauerte es schon eine Weile, bis Sylvia mich gesund machte. Jetzt wollen wir drei den Abend noch recht vergnügt beschließen!"

Sylvia, die ihm mit strahlenden Blicken ansah, setzte sich still an den Tisch, während Rainer aufgeregt im Zimmer auf und ab ging.

„Weiß Gott, ich komme mir vor wie von Sinnen!" sagte er. „So unvernünftig glücklich wie als Knabe, als ich mir noch einbildete, die ganze Welt gehöre mir. — Aber gehört sie denn nicht wirklich mir?" Er blieb stehen. „Walter! Mensch! Bruderherz — kannst du's begreifen, was das heißt: Sie liebt mich — Sylvia!"

Ein Lächeln, das nicht ganz ohne Wehmuth war, spielte um Walters Lippen. „Ja, Rainer — ich kann's begreifen! Und der Himmel erhalte dir dieses Glück! Ich freue mich von Herzen mit dir darüber!" Dann drückte er ihm die Hand. „Auch ich habe ja nun ein Glück für mich gefunden — Lori Graden! Vielleicht ist es nicht so himmelstürmend wie deines, aber es ist ruhig und sicher, denn wir wissen, daß wir füreinander passen und uns lieb haben! Morgen, wenn ich heimkomme, will ich es ihr sagen."

In diesem Moment wurde die Thür hastig geöffnet, und Fräulein Peters erschien mit verwirrter Miene. „Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich störe," sagte sie, „aber es ist ein Bote da von Bärenegg und fragt an, ob die Fürstin nicht hier sei."

Rainer blickte verwundert auf, dann erblaßte er unwillkürlich. „Hier? Was soll das heißen? Haben Sie denn nicht gesagt —?"

„Er meinte, der Herr Graf wüßten vielleicht, wohin sich Ihre Durchlaucht begeben hätten."

„Ich? Woher soll ich —"

„Ein Bauer aus Rettenbach der heute gegen Abend von seinem Felde heimkehrte, sah den Herrn Grafen mit Ihrer Durchlaucht sprechen, dort, wo der Weg nach Föhrenhain abzweigt. Da meint man —"

Rainer stand auf, um selbst mit dem Boten zu sprechen. Ein dunkler Schatten breitete sich langsam über sein eben noch so strahlendes Glück. Langsam stieg er die Treppe hinab nach der Halle. Sylvia folgte ihm mit klopfendem Herzen.

Eine unbestimmte Angst erfüllte sie beide, über deren Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnten. Diese Angst wuchs zum Schrecken, als sie von dem Boten hörten, daß die Fürstin spurlos verschwunden sei.

Es war nahe an Mitternacht. Wo konnte sie sein? Von Bärenegg aus hatte der Fürst bereits Leute nach allen Richtungen ausgesandt, um sie zu suchen, doch ohne Erfolg. Da war Frau v. Lobers auf die Idee gekommen, ob die Fürstin nicht in Riedenau weile, obwohl der Fürst dies für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Es hatte darauf ein langes Gespräch hinter verschlossenen Thüren zwischen der Lobers und dem Fürsten gegeben, dessen Ergebniß darin bestand, daß nun doch ein Bote nach Riedenau gesandt wurde.

Rainer und Sylvia sahen einander an. Beide athmeten beklommen.

Endlich legte Sylvia die Hand auf Rainers Arm. „Schicke unsere Leute aus. Und auch wir beide wollen sie suchen helfen! Wir könnten ja doch keine Ruhe haben, ehe wir wissen, wo die Arme sich befindet."

Rainer drückte krampfhaft ihre Hand. Dann gab er Befehl, daß alle Diener sich auf die Suche begeben sollten. Für sich, Walter und Sylvia ließ er Pferde satteln. Walter schlug die Richtung nach Rettenbach ein, Rainer und Sylvia ritten gegen das Gebirge zu.

Schweigend ritten sie hinaus in die Nacht. Rainers erster Gedanke war, daß Laja vielleicht den Weg nach Föhrenhain eingeschlagen hätte. An der Wegscheide dahin hatten sie sich ja getrennt, und von Föhrenhain führte ein Rickweg weiter ins Gebirg bis auf einen Sattel, wo ein Hegerhaus stand.

Dorthin war er früher oft mit Laja geritten, freilich nicht über Föhrenhain, sondern durch den einsamen Rettengraben, jenes schmale Seitenthal des Riedenauer Thales, wo er einst für sie auf dem Erlenstrunk einen Thron improvisirt hatte. Auch dieser Weg endete an der Hegerei.

Die Nacht war klar und sternenhell. Eben stieg hinter den Bergen die Mondsichel empor und erhellte das Dunkel noch mehr.

Sie waren kaum fünf Minuten von Riedenau weg, als ihnen ein einzelner Reiter entgegen kam, in dem sie Lambach erkannten.

Er hielt sein Pferd an. Sein Gruß war kühl und hastig. „Wohin willst du?" wandte er sich kurz an Rainer, und Sylvia merkte mit Schrecken, daß etwas Fremdes, Feindliches in dem Ton lag.

Auch Rainer fühlte es. Aber er erschrak nicht darüber. Mochte die Lobers dem Fürsten verrathen haben, was sie vermuthete — die Sorge und das Mitleid um Laja überwogen in diesem Moment alle anderen Gefühle in ihm. Jetzt, wo er so glücklich in Sylvias Liebe war, stieg erst die Ahnung in ihm auf, was Laja vielleicht in diesen Stunden gelitten haben mochte, seit seine Worte sie für immer von ihm schieden. Alles, was er selbst gelitten hatte, da er Sylvias Herz für immer verloren wähnte, kam ihm zum Bewußtsein. Und Laja war nur ein Weib.

Er kannte ihr leidenschaftliches Temperament, ihren Mangel an Beherrschung, ihr ungezügeltes Wesen und machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe, daß er, nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, sie im Groll von sich hatte gehen lassen. Daß sie taub für Vernunftgründe, unzugänglich für jede ruhige Ueberlegung gewesen war, als sie schieden, hatte er ja gesehen.

Lambach wiederholte seine Frage.

„Laja suchen!" antwortete Rainer jetzt ebenso kurz. „War schon jemand in Föhrenhain oder der Hegerei?"

„Nein."

„So will ich mit Sylvia dorthin. Es ist möglich, daß sie dorthin ritt. Sie kennt die Frau des Hegers von ihrer Mädchenzeit her."

„Ich reite mit."

Mehr wurde nicht gesprochen. Sie ritten so rasch, als es das ungewisse Licht zuließ. Nach einer Stunde hatten sie Föhrenhain erreicht, aber dort lag alles in tiefem Schlaf.

In der Hegerei wußte man nicht viel. Der Heger behauptete zwar, es sei ihm vorgekommen, als wäre Jemand vorübergeritten, er sei darüber sogar aufgewacht, aber beschwören könne er es nicht. Es sei auch möglich, daß er geträumt habe.

„Wohin jetzt?" fragte der Fürst.

„Auf der anderen Seite durch das Rettenbacherthal zurück!" antwortete Rainer und gab seinem Pferd die Sporen. Ein Stück ging es noch über Wiesen, dann mußten sie im Schritt reiten, denn der Weg führte durch Wald. Rainers Angst wurde immer größer. Wenn Laja hier im Dunkeln geritten war, wie leicht konnte ihr ein Unfall begegnet sein.

Kein Wort wurde gesprochen. Der Fürst, der von der Lobers alles erfahren hatte, was diese selbst wußte, konnte nichts anderes denken, als: „Dieser Mann da vorn hat mich also schändlich betrogen! Hinter meinem Rücken lockte er mein Weib an sich. Ich hätte meine Hand für ihn ins Feuer gelegt, und jetzt werde ich ihn wahrscheinlich tödten müssen."

Er hätte Laja sicher ohne Zögern freigegeben, wenn sie es verlangt hätte, denn sie war ihm innerlich nie etwas gewesen, und in den letzten Wochen empfand er die Ehe mit ihr auch äußerlich als lästige Fessel, aber ihn so zu hintergehen, empfand er als schmachvoll.

Seine tiefste Verachtung fiel auf Rainer. Er war überzeugt, daß Laja einer tiefen Liebe überhaupt gar nicht fähig war. Es mußte also Rainer planmäßig darauf hingearbeitet haben, sie zu umgarnen. Und daß er dies konnte neben einer Frau wie Sylvia, vermochte Lambach überhaupt nicht zu fassen!

Darüber kam der Fürst beinahe schwerer weg als über sein eigenes Unglück. Ob sie etwas ahnte? Wahrscheinlich nicht, denn sonst wäre sie doch nicht mitgeritten, um die andere zu suchen!

Rainer selbst hatte die Anwesenheit des Fürsten beinahe vergessen. Ihn peinigte nur der Gedanke, daß er sie in diesem Zustand haltloser Verwirrung hatte von sich gehen lassen. Warum hatte er sie nicht nach Bärenegg zurückgebracht?

So erreichten sie das Ende des Waldes. Ein bleicher, unbestimmter Schimmer lichtete das Dunkel, das erste Zeichen des kommenden Tages.

Draußen vor den Bäumen wurde es noch heller. Rainer warf einen scheuen Blick um sich. Er kannte die Lichtung gar wohl. Links von der Straße schlängelte sich in einiger Entfernung der Bach, alte Weiden umsäumten seine Ufer, sie sahen gespenstig aus jetzt in dem fahlen kalten Grau der Morgendämmerung. Dort stand auch inmitten der Wiese der Birnbaum, an dessen Stamm er einstmals für Laja —

Er fuhr hastig zusammen, und auch die anderen beiden hielten mit einem Ruck ihre Pferde an. Was war das gewesen?

Ein Laut war durch die Stille gedrungen, wie das Schnauben eines Pferdes — dort von den Weiden her am Bach.

Im nächsten Augenblick lenkte Rainer sein Thier dorthin. Die anderen folgten. Eine dunkle Masse, durch die ab und zu eine Bewegung ging, lag im thaunassen Gras, halb von Weidenzweigen überhangen. Und jetzt sahen sie es plötzlich alle drei: Es war Lajas Apfelschimmel, der hier mit gebrochenen Vorderfüßen lag. Wenige Schritte daneben die Fürstin selbst mit sonderbar verdrehtem Kopf, bleich und starr. Offenbar war das Thier in der Dunkelheit vom Wege abgekommen, war vielleicht scheu geworden und mit der Reiterin gestürzt.

Nur Sylvia stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus bei diesem Anblick, die beiden Männer schwangen sich stumm aus dem Sattel.

Rainer zitterte so sehr, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Lambach beugte sich über seine Frau. Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht so fahl wie das ihre.

„Sie ist todt!" sagte er mit klangloser Stimme. Dann richtete sich sein Blick auf Rainer, der an seinem Pferde lehnte und wie geistesabwesend ins Leere starrte. Hier hatte sie der Tod ereilen müssen, gerade hier!

Lambach mußte mehrmals zum Sprechen ansetzen, ehe er die Worte über die Lippen brachte: „Ich möchte mit dir allein unter vier Augen sprechen!"

Sein Blick streifte scheu Sylvia und sie verstand ihn.

(Schluß folgt.)

Der Furchtsame wird immer Leute bereit finden, seinen Pfad zu kreuzen, die dem Mutigen schon auf hundert Schritt Entfernung ausweichen.

* * *

Venezuela hat jetzt überallhin Freundschafts-Beziehungen ausgesandt. Davon muß dort ein großer Vorrat vorhanden sein, da Castro während seiner neujährigen Dittatur keinen Gebrauch von sowas gemacht hat.

* * *

Daß es gar keine uninteressante Beschäftigung ist, Konsul im Dienste Uncle Sams zu sein, erfährt man aus einem Berichte unseres Konsuls in Puerto Plata. Der Bericht enthält ein Rezept zur Herstellung seiner Konfitüren aus Bananen. Nun weiß man wenigstens, womit diese Leute die Zeit totschlagen und ihr Salär verdienen.

* * *

Von allen Ländern der Welt hat England den stärksten Salzverbrauch, und da ist es freilich kein Wunder, daß die europäische Suppe von den diplomatischen Köchen Englands so häufig versalzen wird.

Abgewinkt.

Junge Frau: „Du, Männchen, wenn ich auch einen solchen neuen Mantel hätte, wie meine Freundin, das wäre hübsch, wie?"
Gatte: „Jo, das wäre hübsch — schade, daß du keinen hast!"